Indiana Tribüne.

Tägliche- und Sonntagsausgabe.

Office: 62 S. Delaware Str.

Indianapolis, Ind., 16 März 1883.

Aus Sport-Kreisen.

General James W. Singleton von Illinois ist ein Mann in den besten Jahren, von blühender Gesichtsfarbe und nur Haupt- und Barthaar haben das bekannte Ansehen von Kümmel, und Salz, welches die Mitte der Fünfziger andeutet. Er hat zweimal den 11. District seines Staates im Congresse vertreten, — auch in dem hochseligen 47. — aber als Lebemann und Pferdeliebhaber größere Berühmtheit erlangt, denn als Staatsmann. Seine Soupers in der Bundeshauptstadt werden noch lange in vortrefflicher Erinnerung bleiben, und da er selbst dem Besten vom Guten reichlich zuzusprechen liebt, so hat schon manch' ein Besuch des männer-plagenden Podagra sein beschauliches Glück vorübergehend getrübt. Am meisten hält er auf schöne Pferde, und da er bedeutenden Waldbesitz im Westen sein eigen nennt, so erlauben ihm seine Mittel, dieser Liebhaberei die Zügel schießen zu lassen. In Washington hatte er ein Gespann, das ihn über $10,000 gekostet hat, und aus seinem Gestüte in Quincy sind einige der werthvollsten Rennpferde im ganzen Westen hervorgegangen. Vor mehreren Jahren trübte eines den Seelenfrieden des Generals. Commodore Vanderbilt besaß ein Pferd, das für das beste und werthvollste der Welt galt; der edle Gaul führte den Namen „Silver Heel". Singleton ließ „Silberhuf" nicht Ruhe noch Rast, und endlich fuhr er nach New York und fragte Vanderbilt, ob er „Silberhuf" verkaufen wolle und um welchen Preis. „Ich verkaufe Alles, wenn es mir bezahlt wird," war die Antwort, „aber „Silberhuf" nicht unter $500,000."

Das war selbst für Singleton zu viel Geld und tief gebeugt reiste er nach Quincy zurück. Er war damals Präsident der St. Louis & Wabash-Bahn: die Actien derselben begannen plötzlich zu steigen und kletterten und kletterten, ohne daß man den Grund dieser Erscheinung kannte. Eines Tages erhielt Singleton Vanderbilt's Besuch. Nach der Versicherung der außerordentlichen Freude, sich zu sehen, und nach sonstigen inhaltlosen Redensarten ging Vanderbilt gerade auf sein Ziel los und fragte: „General, wie lange lassen Sie Wabash noch steigen?" — „Commodore, wie kommen Sie dazu, eine derartige Frage an mich zu richten?" — „Na, General, wir sind doch keine Kinder, verständigen wir uns. Sie wünschen „Silberhuf" zu besitzen; sobald Sie mir sagen, von welchem Curse an Sie Wabash fallen lassen, wird es mir eine Ehre sein, Ihnen denselben zum Geschenke zu machen." — „Commodore, Sie sind ein Ehrenmann und sprechen deutlich. Wohlan, verkaufen Sie ihren Vorrath an Wabash-Actien, wenn solche auf 85 angelangt sind." — „Herzlichen Dank, mein braver General, ich sende Ihnen „Silberhuf." — Die Actien stiegen wirklich auf 85, Vanderbilt verkaufte zu diesem Curse und dann fiel Wabash wieder so schnell, als es vorher gestiegen war. „Silberhuf" traf in einem eigens für ihn eingerichteten Pferde-Palastwagen in Quincy ein.

Ein paar Jahre später kaufte der Jockeyclub in St. Louis den ebenfalls weltberühmten Hengst „St. Lawrence" für $10,000 und schrieb für die von ihm veranstaltete Pferde-Ausstellung mit Rennen einen Preis von $10,000 für das beste Pferd aus. Singleton brachte „Silberhuf" nach St. Louis; dort waren zu dem Rennen um den erwähnten Preis nur drei Pferde angemeldet und zwar: St. Lawrence, Mambrino Chief und Silver-Heel. Mambrino Chief gehörte dem James Clay von Kentucky und galt damals für den besten Traber in den Ver. Staaten. Vor Beginn des Rennens fragte der General einen der Preisrichter, auf welche Vorzüge der Pferde dieselben das meiste Gewicht legen würden. „Auf Regelmäßigkeit und Schönheit der Gangart mehr, als auf Schnelligkeit," wurde ihm geantwortet. Singleton hatte für Silberhuf ein ganz leichtes Geschirr und den denkbar leichtesten Rennwagen anfertigen lassen und instruirte seinen Jocquey Abrahams, das Pferd so zu führen, daß namentlich die Schönheit seiner Action zur Geltung komme. Silberhuf übertraf sich selbst und war der Liebling der nach Tausenden zählenden Zuschauer, aber St. Lawrence kam eher an das Ziel, und ihm wurde der Preis zugesprochen. Singleton beschwerte sich bei den Preisrichtern und hob hervor, daß doch sein Pferd unter allen Umständen schöner gelaufen sei, als der „St. Lawrence". „Aber der Letztere kam eher an's Ziel," wurde ihm geantwortet, und als sich der General auf die ihm von einem Preisrichter ertheilte Auskunft berief, zuckten die Herren mit den Achseln. Singleton beschuldigte dieselben einer nicht ehrenhaften Handlungsweise und offerirte in den Zeitungen einen Preis von $10,000 für irgend ein Pferd, das Silberhuf auch in Betreff der Schnelligkeit „bieten" würde. In einem zwei Tage später stattfindenden Rennen kam Silberhuf zuerst an's Ziel und wurde als Sieger erklärt. — Am folgenden Morgen gab der General dem Club ein solennes Gabel-Frühstück, während dessen natürlich die Pferde das ausschließliche Gesprächsthema bildeten. „Allen Respect vor Ihrem Silberhuf, — sagte James Clay zu Singleton, — aber die Fohlen von meinem Mambrino Chief „bieten" irgend welche Fohlen in der ganzen Welt."

„Was,—schrie der General—ich habe zwei zweijährige Fohlen und ich biete Ihnen eine Wette von $10,000 an, daß jedes derselben, „Sallie" und „Swiftneß" jedes Ihrer Fohlen an Schnelligkeit übertrifft." Die Wette wurde angenommen, die Wettsummen wurden deponirt und vereinbart, daß das Rennen in einem Jahre in Kentucky auf dem Grund und Boden des James Clay stattfinden solle. Als Singleton von Baltimore, wo er der von Charleston dahin vertagten demokratischen Nationalconvention beigewohnt hatte, nach Louisville kam, fand er, daß das bevorstehende Rennen das Tagesgespräch bildete, und daß riesige Summen auf Clay's Pferd und zwar vielfach im Verhältnisse von 1 zu 3 gewettet wurden. Selbst Abrahams wurde, nachdem er Clay's Pferd bei einem Versuchsrennen hatte laufen sehen, stutzig und kleinmüthig. Singleton verlor nichts von seiner Siegesgewißheit und telegraphirte an einen Freund in Chicago um $10,000. Das Geld blieb aus, weil der Chicagoer, der den Ungestüm seines Freundes kannte, es ebenfalls für unmöglich hielt, daß Singleton's Pferd siegen könne und ihn daher vor Verlusten bewahren wollte. Singleton borgte indeß in Louisville $9,000 zusammen und legte diese, sowie das Geld, das er mitgebracht hatte, in Wetten an. Das Rennen begann, Singleton's „Sallie" siegte mit ein paar Dutzend Pferdelängen, und brachte hierdurch seinem Besitzer über $19,000 ein. Allerdings wirkte ein merkwürdiger Zufall mit. Im Momente des Ablaufs ließ auf der in der Nähe befindlichen Eisenbahn eine Locomotive die Dampfpfeife ertönen. Clay's Pferd war hieran gewöhnt und trabte ruhig vorwärts; „Sallie" scheute und stürmte mit einer Geschwindigkeit vorwärts, die sie nie wieder erreicht hat, die Geschicklichkeit des Abrahams brachte es aber fertig, daß das Thier weder ausbrach, noch aus der Gangart fiel.

Sprungartige Civilisation.

Vor Kurzem starb auf einer der Fidschi-Inseln der König Thakombau oder Cacobau, dessen Lebensgeschichte den kühnsten Roman in Schatten stellen dürfte. Man stelle sich vor, daß einer unserer Vorfahren aus der Steinzeit, aus jenem Zeitalter, das den Gebrauch der Metalle noch nicht kannte, aus dem Grabe steigen und mitten unter unsere jetzige Civilisation versetzt würde. Welche Empfindungen würde wohl in dem nackten Wilden der Anblick unserer Großstädte, unserer Eisenbahnen, Schiffe, Brücken u.s.w. erwecken, wie könnte man es ihm begreiflich machen, daß man ununterbrochen tausende von Meilen reisen und sich um die ganze Erde herum mittels einfacher Drähte verständigen kann? Was unzählige Generationen in den verschiedensten Ländern durch Jahrtausende hindurch geschaffen und gelernt haben, das träte hier mit einem Schlage sinnverwirrend vor das nur an die wildeste Natur gewöhnte Auge des wiedererwachten Barbaren. Er würde nichts von alledem begreifen, nicht mehr Verständniß dafür haben, wie ein Thier.

Jener verstorbene König nun befand sich genau in derselben Lage, wie ein auferweckter Höhlenbewohner aus der Steinzeit. Unter Menschenfressern geboren, erschlug er schon als Knabe einen Spielkameraden, der ihn geärgert hatte. Selbst nackend, führte er später seine nackten Truppen gegen die Feinde, deren Leichname von den Siegern verspeist wurden. Kurz vor seinem Tode war er ein höchst brauchbarer Gouverneur der englischen Colonialregierung, ein guter Freund der 2000 Weißen, die seine öde Insel in einem blühenden Garten verwandelt und die Gebräuche der fortgeschrittensten Nationen eingeführt hatten. Während eines kurzen Menschenlebens war er von der tiefsten Stufe der Barbarei in das Zeitalter des Dampfes und der Electricität eingetreten. Statt der Festgelage, deren Hauptanziehungspunkte Menschenfleisch bildeten, feierte er Feste bei englischen Beamten mit; statt des Schurzfelles trug er einen Frack, statt des Blutes der Feinde trank er Champagner. Aehnliche Erscheinungen sind heutzutage gar nicht selten. Der Präsident des Parlaments in Honolulu ist ein königlicher Prinz, der drei europäische Sprachen spricht, Europa bereist hat und die Glocke mit einer Würde handhabt, die dem Vorsitzer des Bundessenates zur Ehre gereichen würde. In seiner Jugend war derselbe Mann ein Wilder, dem selbst die einfachste Civilisation unbekannt war.

Solche merkwürdige Gegensätze sind freilich in keinem anderen Zeitalter unmittelbar nebeneinander gestellt worden, aber die Geschichte der jetzigen Haupt-Culturträger bietet gleichwohl annähernd ebenso wunderbare Erscheinungen. Die ersten angelsächsischen Könige derselben Engländer, welche die moderne Cultur in allen Welttheilen verbreitet haben, waren nicht viel gebildeter als Kalakaua oder Thakombau in ihrer Jugend. Sie opferten dem Wodan Pferdefleisch und beschäftigten sich ausschließlich mit der Jagd und dem Kriege. Germanische Fürsten, die nach Rom kamen, mögen nicht minder gestaunt haben, als die „Könige" von den Inseln im Stillen Ocean oder in der Südsee, die heutzutage London und Paris besuchen, Der hauptsächlichste Unterschied besteht darin, daß damals nur wenige Nationen civilisirt waren, die Cultur also vorübergehend von den Barbaren vernichtet werden konnte, während sich Letztere jetzt der Civilisation anpassen oder untergehen müssen. Schwerlich wird die Voraussagung des großen Geschichtsschreibers Macauley in Erfüllung gehen, daß dereinst die Neuseeländer auf den Trümmern von London Triumphgelage feiern werden. Die Neuseeländer sterben aus.

Egoismus.

Es sind wirklich gute Worte, die wir der englischen Zeitschrift „Good Words" entnehmen. Wenn sich Jemand darüber beklagt, sagt dieselbe, daß die meisten Menschen selbstsüchtig, nicht mitfühlend und von ihren eigenen Zielen, ihrem eigenen Glücke und ihren eigenen Sorgen absorbirt sind, so kann man sich meist darauf verlassen, daß der Klagende gerade die Fehler besitzt, die er tadelt. Seine Gedanken sind derartig von seinen eigenen Angelegenheiten in Anspruch genommen, daß er ungeduldig wird, wenn andere Leute über ihre Angelegenheiten nachdenken, statt über die seinigen. Er ist nicht im Stande, sich mit ihrem Kummer oder ihrer Freude bekannt zu machen; fühlt er sich unglücklich, so wundert er sich darüber, daß Andere glücklich sein können; ist er glücklich, so erscheint es ihm unbegreiflich, daß Andere ihrer Kümmernisse wegen sich nicht mit ihm freuen wollen. Er hat eine so hohe Meinung von seinen Arbeiten, daß er glaubt, andere Leute sollten auf die Beobachtung und Bewunderung derselben einen großen Theil ihrer Zeit verwenden. Dieses Aufgehen in Allem, was ihn selbst betrifft, ist die Erklärung für die allgemeine Gleichgiltigkeit, über die er sich beschwert. Um uns Sympathie zu sichern, müssen wir ebensowohl geben als nehmen. Ein Land, das nichts ausführt, kann auch nichts einführen, aber wenn es daraus den Schluß zieht, daß die ganze übrige Welt ohne Minen, ohne Wälder und ohne reiche Ernten in entsetzlicher Armuth lebt, so ist das eben ein falscher Schluß. Sobald der Mensch zu denken beginnt, daß alle menschlichen Herzen kalt sind, sollte er sich selbst sorgfältigst beobachten. Wenn ein Eisberg aus den gefrorenen Feldern wandert, die am Pole liegen, so kühlt er die Gewässer ab, in die er hineintreibt; selbst der Golfstrom sinkt in der Temperatur, wenn er von einem Eisberge berührt wird. In einem Gedränge glaubt gerade Derjenige, der am Aergsten stößt, daß Andere ihn schieben. Gerade Derjenige, der selbst in die vorderste Reihe vordringen will, beklagt sich darüber, daß Andere ihm zuvorzukommen suchen. Wenn man von anderen Leuten grob angefahren wird, sollte man sich dies als Warnung dienen lassen. Höchst wahrscheinlich ist man selbst grob gegen sie gewesen.

Ein Gouverneur in Verlegenheit.

Vor einigen Tagen wurde in dem Bureau des Gouverneurs von New York ein Brief mit der Adresse: „Mrs. Grover Cleveland" abgegeben. Mrs. Grover Cleveland — eine Dame dieses Namens existirt nicht in ganz New York. Was sollte der Gouverneur mit dem Briefe thun? Ihn öffnen? Oder aufbewahren, bis er dafür gesorgt, daß es eine Mrs. Grover Cleveland giebt? Diese Fragen bereiteten dem Staats-Oberhaupte viel Sorge, Scrupel ohne Zahl und schlaflose Nächte; sie gewissenhaft zu entscheiden, war in der That schwieriger, als die Bill mit dem Veto zu belegen, welche den Fahrpreis auf den Hochbahnen in New York auf 5 Cents herabsetzt. Der Gouverneur berief seinen Privatsecretär Lamont, den Staatsschatzmeister Maxwell und seinen Freund Edgar K. Apparz zu einem Kriegsrathe und legte diesem die Angelegenheit vor.

„Ganz unmaßgeblich," meinte der Privatsecretär, „möchte ich mir erlauben, meine bescheidene Ansicht dahin auszusprechen, daß der Herr Gouverneur zur Oeffnung des Briefes vollberechtigt sind. Das s in dem Mrs. erscheint mir als ein bloßer Appendix, als ein Anhängsel, das der Hast des Schreibers, also einer fuga calami seine Entstehung verdankt."

„Donnerwetter, nein," rief Appar, „der Brief kommt von einem Frauenzimmer. Sehen Sie doch, meine Herren, die zierliche Handschrift, riechen Sie das feine Parfüm, das dem Couverte entströmt."

„Ich bekomme keine parfümirten Briefe mehr," äußerte sich der Schatzmeister, „dazu bin ich zu lange verheirathet, aber der Herr Gouverneur als Junggeselle wird sich ja wohl auch hierauf ganz vortrefflich verstehen."

„Ich weiß nicht," entschied der Gouverneur, „der Brief riecht nicht nach Parfüm, noch weniger allerdings nach Acten, ich kenne den Geruch nicht. Doch sei es — ein Gouverneur muß ein Mann der That sein, — ich hab's gewagt, — hier ist der Brief."

In athemlosem Schweigen lauschte der Kriegsrath dem Inhalte. „Pleasant Grove, Panola Co., Miss., 28. Febr. Meine liebe Frau Grover Cleveland. Entschuldigen Sie meine Freiheit, daß ich unbekannter Weise an Sie schreibe, aber ich habe eine große Bitte. Am 7. November 1882, dem Tage, an dem Ihr lieber Mann als Gouverneur des großen Staates New York erwählt wurde, habe ich einen Jungen gekriegt; und was für einen! Mein Mann sagt, er ist der schönste unter den sieben die wir bis jetzt beisammen haben. Er hat so gescheute Augen, daß mir, wenn ich so recht innig in dieselben hineinblicke, eine innere Stimme sagt: Der wird noch einmal Präsident der Ver. Staaten. Und da wollte ich nun, daß der Junge von Jugend an das Bild eines großen Staatsmannes um sich hat, und da wollte ich Sie nun höflichst bitten, daß Sie mir Ihrem lieben Manne sein Bild schicken und das Ihrige auch, weil Sie Ihrem lieben Manne gewiß in der Regierung mithelfen. Die Bilder wollen wir in der Kinderstube aufhängen und unserem Jungen, den wir Ihrem lieben Mann zu Ehren „Grover" getauft haben, immer sagen, daß er auch ein so großer Mann werden soll, wie Ihr lieber Mann. Mein Alter läßt unbekannter Weise schönstens grüßen. In Eile und größter Werthschätzung Ihre Mrs. McPinapple.

Nachschrift: Entschuldigen Sie, wenn der Brief etwa ein Bischen nach Kinderstube riecht, aber ich kann mich von meinem Grover keinen Augenblick trennen und habe daher in der Kinderstube geschrieben."

Der Gouverneur hat der Frau McPinapple sofort sein Portrait in elegantem Goldrahmen übersandt, sie von dem zur Zeit noch vorhandenen Mangel einer Mrs. Grover Cleveland in Kenntniß gesetzt und versprochen, auch in dieser Beziehung die ausgesprochene Bitte zu erfüllen, sobald dem gegenwärtigen Mangel abgeholfen ist. Er gedenkt als ferneres Vorbild eines Staatsmannes, der zum Präsidenten paßt, seinem jugendlichen Namensvetter das Werk: „Leben und Thaten eines großen Staatsmannes" zu übersenden, dessen Vollendung ihn in seinen spärlichen Mußestunden beschäftigt.

Aus der Kohlenregion.

Beinahe hundert Frauen und über 500 Kinder sind in dem mittleren Bezirke der pennsylvanischen Kohlenregion im vorigen Jahre durch Unglücksfälle ihrer Ernährer beraubt worden. Die Berichte über die Unfälle in den ersten beiden Monaten des laufenden Jahres weisen verhältnißmäßig denselben Verlust an Menschenleben nach. Wir wollen heute nicht davon sprechen, daß durch größere Vorsicht im Betriebe der Gruben gar manche dieser Opfer vermieden werden könnten, sondern kurz schildern, mit welcher Herzlichkeit und Selbstaufopferung die Kohlengräber sich der Frauen und Kinder ihrer getödteten oder verstümmelten Kameraden annehmen. Die Wohlthätigkeit, die werkthätige Nächstenliebe, ist nicht organisirt in jenen Districten, aber keiner Wittwe Speisekammer bleibt leer, unter keinem Herde erlöscht die belebende Flamme, keines Hausbesitzers Härte setzt die Aermsten auf die Straße. Fast eine Art idealen Communismus kann man die Art und Weise nennen, in welcher jene Arbeiter miteinander theilen. Am Abend legen die Bergleute, die aus den Gruben kommen, Blöcke Kohlen vor den Häusern der Wittwen und Waisen nieder. Gilt es ein unentbehrliches Haushaltungsstück, oder Vorräthe für den Winter oder auch den Hauszins für eine kürzlich des Ernährers beraubte Familie zu beschaffen, so wird ein sogenanntes „Ausspielen" veranstaltet. Das Loos kostet 50 Cents und aus freiwilligen Beiträgen werden Mittel zum Ankaufe des Erforderlichen aufgebracht. An einem vorher öffentlich bekannt gemachten Abend versammeln sich die Arbeiterfamilien in einem bestimmten Hause. Dann werden der Wittwe die aus dem Verkaufe der Loose erzielten $50 übergeben. Bei einem frugalen Imbiß und Kaffee, Bier und Grog werden die guten Eigenschaften des verunglückten Kameraden besprochen. Dann werden die Namen der Loosinhaber auf kleinen gefalteten Zetteln in einen Hut gethan und unter fortwährendem Schütteln nach und nach gezogen. Der glückliche Gewinner macht seinen Gewinn der Wittwe zum Geschenk. Auch später noch ist die Unterstützung der Arbeiter fortwährend thätig, den Mangel von dem Hause des Unglücks fern zu halten. Sehr oft kommt es vor, daß unverheirathete Kohlengräber den Wittwen verunglückter Kameraden die Hand reichen und für sie und deren Kinder die weitere Sorge übernehmen. Wiederholt wurden Versuche gemacht, gegenseitige Unterstützungskassen einzuführen, die Leute wollen aber auf die Dauer nichts von einer Organisation des Liebeswerkes wissen. Wer so gern und so nachhaltig hilft, wie diese Männer, ist vollberechtigt, auf dem Wege zu beharren, auf dem schon so viel Gutes erreicht wurde.

— In Deutschland werden im Jahre 1883 drei Fischerei-Ausstellungen stattfinden, und zwar in Regensburg, Schwerin und Hamburg, welche im Mai d. J. eröffnet werden.

Vom Inlande.

Ein alter Farmer, Namens Jesse Williams, der sich durch Sparsamkeit und Fleiß ein kleines Vermögen erworben hatte, verkaufte seine Farm in Orange County, N. Y. und entschloß sich, den Rest seiner Tage im Staate Delaware, wo er Verwandte hat, zu verbringen. Vorige Woche trat er mit $7000 in Gold, die er aus dem Verkauf seines Gutes gelöst hatte, die Reise zu seinen Verwandten an. Das Gold führte er in zwei Beuteln, die in seiner Reisetasche lagen, mit sich. Auf der Fahrt nach Philadelphia trank der Farmer an verschiedenen Stationen diverse Gläser „Apple Jack", und als er am Broadstraßen-Depot in der „Stadt der Bruderliebe" ankam, erfuhr er, daß er Zeit genug habe, um die Sehenswürdigkeiten der Quäkerstadt in Augenschein zu nehmen, ehe der Zug nach Wilmington, Del., weiterfahre. Ein sehr höflicher Mann trat zu ihm heran, begrüßte ihn als einen alten Bekannten und erzählte, daß auch er nach Wilmington reisen wolle, aber nicht wisse, wie er die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges verbringen solle. Er schlug deshalb vor, in einer benachbarten Schenke „einen auf die Lampe zu gießen", und Williams leuchtete dieser Vorschlag alsbald ein. Der Fremde hatte ebenfalls eine Reisetasche und rief einem jungen Manne zu, auf seine wie des alten Farmers Reisetasche Acht zu haben, bis sie Beide zurückkämen. Der nichts Böses ahnende Alte ging mit dem angeblichen Reisegefährten fort und besuchte mit ihm verschiedene Wirthschaften, verlor ihn aber plötzlich aus dem Gesicht und mußte den Rückgang zum Bahnhof allein machen. Als er in den Wartesaal zurückkam, war seine Reisetasche verschwunden. Die Sache wurde der Philadelphier Polizei gemeldet, welche sich darauf mit der New Yörker Polizei in Verbindung setzte; letztere glaubt, den beiden Gaunern auf der Spur zu sein.

Eine wichtige Entscheidung wurde letzter Tage vom Obergerichte der Stadt New York abgegeben. Im September 1881 wurde Frau Constanze Faber von ihrem Gatten geschieden, und Letzterem in dem richterlichen Entscheid verboten, sich wieder zu verheirathen. Faber ließ sich aber im April 1882 mit einer anderen Dame trauen, wurde darauf hin verhaftet und vom Criminalrichter wegen Bigamie in's Zuchthaus gesandt. Das Obergericht annullirt nun dieses Urtheil. Es heißt in seiner Entscheidung, daß nach Trennung der Ehe kein eheliches Verhältniß mehr zwischen Mann und Frau existirte, und Beide nicht Bigamie verüben konnten, wenn sie auf's Neue heiratheten. Der Angeklagte hat zwar das Statut, das sich auf die Ehescheidung bezieht, übertreten, aber eine Verletzung dieses Statuts kann nur als ein gewöhnliches Vergehen, aber nicht als ein Verbrechen betrachtet werden.

Nur in Kentucky giebt es noch die echten und wahrhaftigen Gentlemen von gutem alten Schlage. Kommt da kürzlich ein Reisender mit der Bahn in Flemingsburg an. Am Bahnhofe tritt ihm ein schäbiges Individuum entgegen und fragt höflich: „Könnte ich die Ehre haben, Ihnen ein Hotel in der Stadt zu zeigen, in dem es Ihnen gewiß gefallen würde? In diesem Falle würde ich um Ihre Reisetasche bitten." — Der Reisende schien nicht gleich bereit, aber ein älterer Herr aus Flemingsburg, dessen Bekanntschaft er unterwegs gemacht hatte, sagte ihm: „Gehen Sie getrost mit dem Herrn, er ist ein vollendeter Gentleman."—„Aber, wie ist der Mann so heruntergekommen?" — „Sehen Sie, der Herr besaß seine 70 Nigger, über 700 Acker bestes Blaugras-Weideland, er war seine $300,000 werth. Aber Rennpferde, lockere Weiber, der Poker und der old bourbon, — na lieber Gott, er hat manche Nacht seine $4 000 blos verspielt und das kann auf die Dauer selbst ein reicher Kentuckier nicht aushalten. Nun trinkt der Mann allerdings den ganzen Tag, aber er ist ein vollendeter Gentleman, von exquisiter Familie und gehört zu den prominentesten Bürgern der Stadt." — Der Reisende vertraute sich dem Gentleman an und hatte es nicht zu bereuen.

Gouverneur Jas. S. Boynton von Georgia, der an die Stelle des verstorbenen Stephens getreten ist, wurde am 7. Mai 1838 in Henry Co., Ga., geboren. Sein Vater, von schottischer Abkunft, war aus dem Staate Vermont gebürtig und kam noch jung nach dem Süden, wo er einer der ersten Ansiedler in Henry County wurde. James war der siebente Sohn. Er studirte die Rechte und wurde zur Advokatur zugelassen, wo er sich bald auszeichnete. Im Kriege befehligte er das 13. Regiment von Georgia. Nach Beendigung des Krieges nahm er die Rechtspraxis wieder auf. Er kam in den gegenwärtigen Staatssenat und wurde dessen Präsident. Für die auf den 24. April angesetzte Gouverneurswahl concurriren neben James Boynton noch Harry Jackson und Congreßmitglied Blount. Die Legislatur wird am 9. Mai zusammentreten, um die Stimmen zu zählen, und sich dann vertagen.

Die Erfolge, welche die Regierung mit ihren Indianerschulen in Carlisle, Hampton und Forest Grove erzielt hat, haben jetzt zur Errichtung einer ähnlichen Anstalt in Lawrence, Ks., geführt, die nach ihrer Vollendung Raum zur Aufnahme von 400 Schülern haben wird.

Aus Michigan wird ein sehr trauriger Fall gemeldet. Dort wurde im Jahre 1853 ein Mann des Mordes angeklagt, processirt und schuldig befunden und dann zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Jetzt hat der Gouverneur ihn begnadigt, nachdem mittlerweile erwiesen worden, daß der Unglückliche an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht den mindesten Antheil hatte. Wer vergütet ihm jetzt die Zeit, wer entschädigt ihn für alle die Qualen, welche er während dieser langen 30 Jahre im Zuchthause unschuldig ausgestanden?

Eine wichtige Erfindung auf dem Gebiete der electrischen Leitung hat der deutsche Mechaniker Henry Spitdorf in New York gemacht. Derselbe hat eine durch Dampf getriebene Maschine construirt, welche den aufgespulten Baumwollenfaden-Vorgespinnstlose und ferner in der Weise dreht, daß er, wenn er an den zu umspinnenden Draht gelangt, sich in parallelen Fasern um solchen schlingt und ihn so vollkommen umfaßt, wie die beste Seide es thun könnte. Ja die Isolirung beansprucht nicht nur weniger Raum, sondern ist auch noch dichter, wie bei der Verwendung von Seide, denn die Baumwollenfasern fügen sich gewissermaßen in einander hinein, während die Seidenfasern wegen ihrer Glätte immer gewisse, sei es auch unberechenbar kleine Abstände zwischen einander lassen. Ferner giebt Splitdorf auch diesem Draht vor dem Umspinnen noch einen Schellack-Ueberzug und erreicht auf diese Weise theils völligen Schutz der Kupferdrähte gegen Oxydation, theils die beste bisher bekannte Isolirung. Bezüglich der Tragweite der neuen Erfindung genügt es, darauf hinzuweisen, daß das Pfund des verwendeten Baumwollgespinnstes $1.50 kostet, während das Pfund Seide nicht unter $11.00 zu haben ist.

Vom Auslande.

— Eine für den Bibelforscher wichtige Entdeckung ist soeben in Egypten von den Gelehrten des jüngst gegründeten Londoner Vereins zur Erforschung von Egypten bei Tell-el-Maschuta, an der Eisenbahn zwischen Tell-el-Kebir und Ismailia, welches für das alte Rameses gehalten wird, gemacht worden. Die in der Nähe befindliche Eisenbahnstation trägt den Namen „Rameses". Eine daselbst aufgegrabene Inschrift ergibt, daß der Ort nicht Rameses, sondern das Pithom und Succoth der Bibel war. Pithom ist die kirchliche und Succoth die bürgerliche Bezeichnung des Tempels u. der Stadt. Pithom wurde von den Israeliten für Rameses den Großen gebaut. Succoth soll die erste Station auf ihrer Route nach Palästina gewesen sein. Pithom-Succoth findet jetzt seinen Platz auf der Karte und ein fixirter Punkt in der Route der Israeliten ist festgestellt worden. M. Naville, der berühmte schweizerische Egyptologe, leitet die Arbeiten der Forschungsexpedition.

— Die Stadt Cagliari auf der Insel Sardinien erhielt im vergangenen Herbste einen neuen Bischof. Eine der ersten Amtsthätigkeiten des neuen Oberhirten war nun, daß er sich ein Verzeichniß von allen auf dieser Insel verehrten Heiligen vorlegen ließ, um zu prüfen, ob dieselben auch wirklich kanonisirt wurden, und ob sie dann auch in seiner Diözese die Ehre des Altars theilhaftig werden dürfen. Zu seinem Schrecken gewahrte nun der Bischof, daß in 37 Dörfern der Insel ein Heiliger Namens Lucifer verehrt wird, der jedoch in dem Schematismus der Heiligen gar nicht erwähnt wird. Er richtete daher ein Pastoralschreiben an diese Dörfer, indem er sie auf ihren bisherigen groben Irrthum aufmerksam machte, und rieth ihnen zugleich, sich von nun an den heiligen Sulpitius zum Schutzpatron zu geben. Dieser Vorschlag des Bischofs wurde jedoch von seinen Diözesanen mit Entrüstung zurückgewiesen, welche erklärten, mit ihrem bisherigen Schutzpatrone vollkommen zufrieden zu sein. Dieselben wandten sich zugleich auch an den Papst, damit er ihren Schutzpatron wieder gegen den Bischof in Schutz nehme.

— George Monval, der Herausgeber einer kleinen, in Paris erscheinenden Zeitschrift, hat im Club der Moliereforscher daselbst in einem längeren Vortrage nachzuweisen gesucht, daß der „Mann mit der eisernen Maske," dessen Identität noch immer nicht festgestellt ist, Niemand anders war, als — der große Komödiendichter Moliere selbst. Die zahlreichen Gegner desselben suchten sich des lästigen Menschen zu entledigen, ließen ihn nach einer Aufführung des „Eingebildeten Kranken" festnehmen, in die Bastille schleppen und mit einer eisernen Maske versehen. In der Oeffentlichkeit verbreitete man dann die Kunde, Moliere sei während jener Vorstellung gestorben.... So Herr Monval, der es hoffentlich nicht übel nimmt, wenn man seine im ernsten Tone vorgetragenen Mittheilungen für eine Ausgeburt der Carnevalslaune hält. In Frankreich lacht man darüber, und im Ausland wird es dem sonderbaren Moliereforscher sicherlich nicht besser ergehen.

— Als vor ungefähr zwei Jahren die Nachricht von Paris kam, daß das Grab Heinrich Heine's in unwürdiger Weise vernachlässigt werde, konnten die deutschen Journale nicht genug über diese Pietätlosigkeit klagen. Jetzt, wo erst vor Kurzem aus Paris geschrieben wurde, in wie dürftiger Weise das Begräbniß von Heine's Wittwe zum Statten gegangen sei, hat man von Neuem Grund, sich über den Mangel an Wachsamkeit zu wundern, mit dem die große Menge das Angedenken dem Volke nahestehender Männer, das sich für ein pietätvolles Gemüth auch auf die Personen und Dinge überträgt, die ihnen theuer waren, zu bewahren pflegt. — Diese Zeilen sollen nun die beschämende Thatsache an die Oeffentlichkeit bringen, daß auch die unsterbliche Erinnerung an unseren größten dramatischen Dichter nicht ausreichend gewesen, um mit dem seinigen zugleich auch dem Angedenken an die Personen, die ihm in seinem Leben am nächsten gestanden haben, eine treue Pflege zu sichern. Neben ihrem Sohne, der in Vilich bei Bonn als Landgerichtsrath gestorben ist, liegt auf dem Bonner Kirchhofe (dicht an der beim Eintritt rechts liegenden Friedhofsmauer) Schillers treue Gattin und Pflegerin, Charlotte von Lengefeld. Beide Gräber sind im höchsten Grade verwahrlost; struppiger Epheu und wildemporschießendes Unkraut überwuchern die ehrwürdige Stätte; die Buchstaben auf den großen schwarzen Gedenktafeln werden mehr und mehr unleserlich, so daß mancher Besucher, ohne einen Blick auf die beiden Schiller'schen Gräber zu werfen, vorübergeht.

— Ein oberschlesischer Bauer, der einen Handel mit Heiligenbildern treibt, hat die Zahl der Heiligen um eine neue Heilige, die bis jetzt noch in keinem Kalender steht, vermehrt. Seit einer Reihe von Jahren erschien in den Dörfern um Oberglogau ein bejahrter Mann, der mit Heiligenbildern handelte und sich gleichzeitig für einen Boten eines Krakauer Klosters ausgab, der den Auftrag habe, dahin zu wirken, daß man Messen in dem Kloster lesen lasse. Die Bauern gaben ihm auch vertrauensvoll nicht unerhebliche Geldbeträge, und wer mindestens 50 M. zahlte, war so glücklich, eine Madonna oder eine heilige Anna in Oeldruck zu erhalten. Im nächsten Jahre erschien er wieder und übergab jedem der Betheiligten eine Quittung des Klosters, welche in lateinischer Sprache abgefaßt und mit einem großen Siegel versehen war, das einen unbekannten Heiligen oder eine Heilige darstellte. Die Bauern hegten kein Mißtrauen, sondern übergaben dem Abgesandten des Krakauer Klosters noch größere Spenden, als im Vorjahre. Dieser erschien nun Jahr auf Jahr, überbrachte die Quittungen für die im Vorjahr empfangenen Gelder und nahm von Neuem solche mit. Die Bauern empfanden nach und nach große Verehrung für ihn, sie beköstigten ihn auf's Beste und rissen sich darum, ihn in ihrer Behausung zu beherbergen. Da begab es sich, daß der Gastwirth Roseneck aus Neuhof bei Körnitz nach Krakau reiste, um seine Schwester zu besuchen, welche dort Nonne ist. Die Rede kam auch auf die vermeintlich gehaltenen zahlreichen Messen, und der Schwindel kam an den Tag. Das Siegel mit dem unbekannten Heiligen fand man bei seiner Verhaftung — es war der Abdruck einer Schweizermünze mit der — Helvetia.

— Eine neue Versicherungsidee ist die vom rheinisch-westfälischen Lloyd eingerichtete Versicherung von Reise-Effekten gegen jede Art von Beschädigung auf der Reise oder in Hotels gegen Diebstahl und sonstiges Abhandenkommen. Die Prämie beträgt für Reisen innerhalb Deutschlands, Frankreichs, Hollands, Belgiens, Cisleithaniens und Dänemarks für 6 Monate 3 Mark, für 12 Monate 5 Mark für 1000 Mark. Der höchste Satz ist 12 Mark für 6 Monate nach Nordamerika. In Berlin stellt die internationale Schlafwagen-Gesellschaft Versicherungen aus.—Die Controlle dürfte doch etwas schwer sein.